



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schäfer, Wilhelm: Der Brief des Dichters und das Rezept des
Landammanns : eine Anekdote

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zunehmen, so ist dazu wiederum nur die schöffenrichterliche Stellung geeignet. Nur in dieser schaut der Laie völlig in das innere Getriebe der Rechtsprechung hinein. Der Geschworene sieht von diesem fast gar nichts. Selbst wenn man die Laien nur um ihrer angeblich zuverlässigeren Unabhängigkeit willen in den Strafgerichten haben und ihren Spruch von den Einflüssen der beamteten Richter möglichst losgelöst sehen wollte, wäre das Schöffengericht immer noch geeigneter wie das Schwurgericht trotz seiner Absonderung der Geschworenenbank, weil die führerlosen Geschworenen den aus der eingehend vorbereiteten und durch Voruntersuchung festgelegten Verhandlung unbewußt auf sie ausgehenden Einwirkungen leichter unterliegen werden, als die Schöffen bei der offenen Aussprache im Beratungszimmer. Die Geschworenen halten sich außerdem nicht selten allein an die Ausführungen des Anklägers und des Verteidigers und sind meist selbst nicht in der Lage, deren gewandte Worte von ihrem sachlichen Inhalt zu unterscheiden oder sich wenigstens Klarheit über ihre auftauchenden Bedenken zu verschaffen. So fällen sie denn schließlich ihren Spruch nicht aus dem Inhalt der Verhandlungen, sondern aus der für sie berechneten Form der Ausführungen des Anklägers oder des Verteidigers, allerdings unbeeinflusst von der Meinung des Richters, falls diese ihnen nicht durch die Rechtsbelehrung zugeführt wird, aber einer Reihe von vielen anderen sehr ungewissen Einwirkungen auf ihre Urteilsbildung ausgesetzt.

Es bleibt deshalb allezeit die Mitwirkung der Laien an der Strafrechtspflege in den Schöffengerichten derjenigen in den Schwurgerichten vorzuziehen.



Der Brief des Dichters und das Rezept des Landammanns

Eine Anekdote

Von Wilhelm Schäfer



Als Klopstock, der Messiasdichter, vor der Pietisterei seiner Zürcher Freunde einmal ins Gebirge geflohen war, kam er vom Klöntal her den Pragelpaß herunter ins Muotatal und fand da einen Knaben, dem ein Mißgeschick seltsamer Art begegnet war. Er hatte baden wollen in der schattigen Schlucht und nicht den Wind bedacht, der vom Stooß herunter an heißen Sommertagen wie ein Gebläse einfallen kann. Nun waren ihm die Kleider bis auf die Schuhe durch eine Sturmflut in den Fluß geworfen worden, so daß er nackt auf der Muotabrücke kniete und

durch die Spalten hinunter spähte, als ihn der Dichter überraschte. Der war von dem schlanken Körper und der schönen Stellung so entzückt, als ob ihm in der grünen Wildnis ein Götterkind begegnet wäre; er rief den Knaben, der sich vor seinem Schritt noch flüchten wollte, mit scherzhaften Worten an und half ihm treulich aus mit seinem Rock, so daß er hembärmelig mit seinem Wandergefährten nach Schwyz hinunterkam, wo der Dichter in den „Drei Eidgenossen“ eine saubere Herberge fand, indessen der Knabe, mit seinem Rock über dem nackten Körper angetan, zu seinen Eltern ging, die wohlhabende Doktorsleute waren und gegen Rickenbach hinauf in einem Landhaus wohnten. Sie waren einfach genug, das Abenteuer ihres Sohnes lustig zu finden, und weil sie dem hilfreichen Wanderer seinen Rock nicht nur mit einem Dank zurückgeben wollten, kam der Dichter aufs freundlichste eingeladen in ein Haus, wo ihn keiner kannte und wo ihm darum ein Erlebnis menschlicher als bei den Schöngeistern in Zürich begegnen konnte.

Er saß gerade von dem Staub der langen Wanderung gesäubert in dem getäfelten Saal, die Abendmahlszeit abzuwarten, als mit dem Knaben — der seinen Rock sorgfältig gefaltet trug — eine Frau herein trat, wie der von schlankem Bau, nur höher und rotblond. Sie zeigte ganz die freie Art des Knaben, gab ihm die Hand und lud ihn ein, das Nachtmahl in ihrem Garten einzunehmen, wenn er nicht anders verpflichtet sei. Obwohl ihr Sohn, den sie fast um Kopflänge überragte, im dreizehnten Jahr stand, war sie noch jung und schien dem Dichter von so freier Anmut, wie er noch keine Frau gesehen hatte. Er nahm die Einladung mit Freuden an und ging sogleich mit ihnen durch den wohlgebauten Ort und grüne Matten zu dem Haus hinauf, das mit zwei vorgebauten Gartenhäuschen auf der Mauer gleich einem Landschloßchen dalag, obwohl es den breiten Giebel der Schwyzer Bürgerhäuser zeigte. Er hatte seinen Namen dreimal sagen müssen, bevor sie ihn verstand; auch dann schien sie nichts von ihm zu wissen, als daß der sonderbare Klang sie lächeln machte. So sah der junge Dichter sich der Rolle entkleidet, die er in Zürich zu spielen hatte, und obgleich es seiner Eitelkeit unlieb war, gerade hier nicht mit der Geltung seines Namens eingeführt zu sein, gab er sich fröhlich der Begegnung hin.

Der Doktor war unterdessen ausgefahren und als er mit stinken Rossen von Steinen herauf kam, war es ein kleiner schwarzer Mann, der mit seiner klugen Geschäftigkeit kaum zu der hohen Frau und ihrem Knaben zu passen schien; doch war er nicht weniger freundlich gegen den Gast, so gab es unter dem breiten Ahornbaum im Garten ein fröhliches Mahl, bei dem der Dichter sich immer mehr für die blonde Doktorsfrau entzündete. Auch sie schien Wohlgefallen an dem Fremdling zu finden, der so schwärmerisch von ihrer Landschaft, vom Menschengesist, von Freundschaft und von der Liebe zu sprechen wußte, obwohl sie sich mit der Verschiedenheit ihrer Sprache nicht immer gleich verständigten. Als der Dichter durch einen Abend mit fernen Blitzen in seine

Kammer zu den „Drei Eidgenossen“ kam, hing er noch lange im Fenster und sah dem Leuchten der fernen Wetter wie dem Geflackter seiner erregten Jünglingsseele zu, bis er seinen Rock mit dankbarer Sehnsucht küssend sich endlich in einen kurzen Schlaf fand.

Er hatte für den anderen Tag mit der Frau und dem Knaben eine Besteigung des Großen Mythen ausgemacht, zu der sie in der Frühe aufbrechen wollten, von einem Knecht der Doktorsleute begleitet, der schon mehrmals oben gewesen war und die Felswege kannte. Der holte ihn noch halb im Dunkeln zur Morgenmahlzeit ab, worauf sie, mit Proviant reichlich gerüstet, ihre Bergfahrt antraten, gerade als in der Ferne die weißen Zacken vom Urrotstock in der ersten Sonne glühten, während das Tal, von den Felswänden der beiden Mythen breit überschattet, noch in tauiger Dämmerung lag. Sie kamen auch nach mancherlei Mühsalen gut hinauf bis auf den letzten Grat, als sich die dunstige Morgenhitze unvermutet zu einem Gewitter sammelte, das blauschwarz hinter den grell beleuchteten Felszacken stand und Wolkenfetzen wie Sturmwögel über ihre Köpfe jagte.

Sie versuchten noch, ein Felsloch zu erreichen, das mit Stangen und Steinen bedeckt seit Alters eine notdürftige Zuflucht bot, schon aber brach ein Donner los, der den Berg zu zersplittern und die losgerissenen Blöcke frachend in die Tiefen zu werfen schien. Noch war jedoch kein Tropfen gefallen; und während der Knecht mit dem Knaben in dem dunklen Loch aufräumte, blieb die Frau tiefatmend davor stehen und sah in das drohende Wetter hinein. Sie hatte bei der raschen Flucht ihren Hut abgenommen und der Sturm jagte ihr rotblondes Haar, das in einem grell durchbrechenden Licht feurig leuchtete; senkrecht über ihr aber stand und schien aus ihrem Kopf gewachsen ein altes Steinkreuz vom nahen Gipfel, das von Menschenhänden mit eisernen Stangen in das Gestein verklammert war. Wie der Dichter das sah, in dem donnernden Aufruhr — darin die schwarzgeballten Rüste mit den flackernden Felsen eine Schlacht der Apokalypse kämpften — die lächelnde Frau und das ragende Kreuz unbewegt: riß ihn das Sinnbild hin zu Gedanken menschlicher Vollmacht, wie sie ihm nie in eine Ode geflossen waren. Als ob das alles, der Vernichtungskampf der Natur, die Frau und das Kreuz lächelnd und leidend darin, nur ein Schauspiel seiner entzündeten Seele wäre, so brachen die Worte übermenschlich heraus.

Aber Sturm und Donner rissen die Worte wie fallende Blätter hin; was stark wie Posaunen in ihm klang, wurde leer, wenn sein Mund es in die Welt zurück gab; und was sein eigenes Ohr davon vernahm, war kaum ein Vogel-schrei. So unentrinnbar überkam ihn die Ohnmacht des Menschengesistes, der sich als Verwalter alles irdischen Daseins fühlen konnte, so lange er klug im Bereich seiner Seele blieb, und nichts wurde, wenn er sich selbst hochmütig hinaus tragen wollte in die Sprache der Natur: daß er niederbrach auf den Stein und sich mit ausgestreckten Händen anklammerte. Wie er sich schluchzend

ausfloß und mit den strömenden Tränen sich doch im Ausbruch solchen Schmerzes etwas Großes retten wollte, prasselten nach den ersten klatschenden Tropfen die Wasserstürze nieder und spotteten auch seiner salzigen Tränen, daß er wie ein gestürzter Vogel daliegen blieb und sich vom Wasser des Himmels durchtränken ließ.

Als der Dichter, dem das begegnet war, wieder zu sich kam aus den Untiefen seiner Ohnmacht, waren Sturm und Donner mit zackigen Blitzen schon weit hinunter ins flachere Land um Einsiedeln gefahren und nur noch der Regen strömte sein rieselndes Geräusch. Jemand hatte ihn an der Schulter gefaßt, und als er aufsaß, stand die Frau tiefgebeugt zu ihm und sah mit ihren Augen erschrocken in die seinen. Da griff er die Hand mit beiden Händen und legte Augen und Mund hinein und küßte sie, wie nie ein Heiligtum geküßt wurde. Und sie, die außer dem Bereich seiner Seele eine Doktorsfrau zu Schwyz war und ihren Knaben mit dem Knecht starr auf dies Schauspiel blicken sah, zog ihm die Hand nicht fort und stand ihm bei mit ihrer Menschennähe, bis er sie selber ließ und tief aufstöhnend auch das Gewitter seiner Seele in träufelnden Tränen zur Ruhe brachte.

Sie standen nachher noch auf dem Gipfel bei dem ragenden Steinkreuz, sahen tiefeingebettete Seegewässer und Berggipfel wie einen Sturzacker liegen: in des Dichters Seele drangen sie nicht mehr ein; die hatte ihr Gehäuse geschlossen, und was dann mit den anderen stundenlang auf schlüpfrig gewordenen Fels Spuren hinunterstieg, war ein demütiges Menschentier, das in nassen Kleidern fröstelte wie sie. Nur als sie, immer noch stumm von dem Ereignis, sich unten trennten und der Dichter in einem wehen Gefühl, daß sie ihn mißverstehen könnte, zum Abschied noch einmal ihre Hand bekam und sie fragte, ob er ihr davon schreiben dürfte, was ihm da oben begegnet wäre: sah er sie rot werden und dann lächeln mit Hinterhalt, wie nur eine Frau lächeln kann, doch mit hellen Augen, die fast schelmisch mit irgendeinem Einfall waren: das dürfe er, nur müsse sie ihm dann auch das Rezept von ihrem Vater, dem Landammann, sagen.

* * *

So kam es, daß der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock in den „Drei Eidgenossen“ zu Schwyz einen Brief schrieb, in dem er tiefer an die hilflose Not des Menschenschicksals zu rühren glaubte als in allem, was er früher gedichtet hatte. Er schrieb einen Abend lang und bei der Kerze noch die halbe Nacht daran; er traute der tönenden Macht erhabener Worte kaum noch und stammelte mehr, als daß er sprach. Als aber die Kerze schon auf Fingerringe heruntergebrannt war, als immer stärker durch das offene Fenster das mahnende Geräusch ferner Bäche scholl, legte er die Feder weg, weil ihn die Merkwürdigkeit überkam, dies alles gerade der Doktorsfrau in Schwyz zu schreiben. Sogleich wußte er aber auch, warum, und einmal soweit entfeßelt,

hielt seine Seele nichts mehr zurück, so daß seine Niederschrift in das Geständnis einer Liebe auslief, deren Leidenschaft in dieser Nachtstunde keine Grenzen kannte.

Er siegelte den Brief, der viele Bogen füllte, noch in der Nacht, schlief danach einen tiefen Schlaf, und schickte ihn durch einen Burschen zu ihr hinauf. Als er das versiegelte Bündel Papier zum letztenmal in der Hand hielt, fühlte er, daß etwas Schweres damit geschah; doch war er gewöhnt, tapfer zu seinen Dingen zu stehen und nichts zu verbergen, was einmal soviel Gewalt über ihn gewonnen hatte, weil ihm in der Offenheit rauschvoller Stunden mehr reine Menschlichkeit zu leben schien, als in der Täglichkeit vorsichtiger Überlegung. Er wußte genau, daß es nur einen Ausweg gab nach diesem Brief — wenn sie ihm nicht das Haus verweisen sollte — der unwahrscheinlich und gefährlich wie alle kühnen Dinge war: so wartete er am Morgen und am Mittag den selbstgewählten Gerichtshof ab und dämpfte seinen Troß erst, als auch der Nachmittag verging, ohne daß eine Nachricht kam.

Um so mehr war er überrascht, als gegen fünf der Knabe heiter wie stets erschien, ihn abzuholen: sie wollten noch einen Gang ins Muotatal zur Brücke machen. Auch die Frau, die draußen wartete, war kaum anders als sonst, gab ihm die Hand und fragte, wie ihm die Bergfahrt und die nassen Kleider nachträglich bekommen wären? Er sah sie unbekümmert lächeln mit allen Zähnen und wußte nicht, ob es Verstellung oder Spott war, und beides verdunkelte ihm ihr Bild, so daß er erst im gehen Worte fand, ihr für die Einladung zu danken. Sie wehrte den verborgenen Sinn von diesem Dank mit einem Scherzwort ab und blieb auch übermütig, so oft er mit einer Frage an seine Dinge rühren wollte. Dabei kam sie ihm schöner und anmutiger vor als je, wie sie dahinschritt in dem Nachmittag, der durch die Entladung der Luft klar und starkfarbig geworden war. Sie gingen über den Wald von Berg hinüber und das moosige Kalkgestein mit seltsamen Höhlen unter Tannenbäumen gab dem Knaben Gelegenheit zu übermütigen Kletterkünsten. Dem Dichter, der sich immer trauriger als Fremder bei ihnen fühlte, und der die Frau, die ihm gestern auf dem Berg und in dem Aufruhr der Nacht so nahe gewesen war, in der Wirklichkeit dieser Wanderung sich immer hoffnungsloser entfernen sah, als es durch irgendeinen Abschied möglich gewesen wäre, wurde schwer und trotzig zumut.

Als sie dann endlich durch die steile Schlucht hinab ins Muotatal und an die Holzbrücke gekommen waren, wo er den Knaben nackt und kniend gefunden hatte — der nun gleich abwärts zwischen die Felsen kletterte und in den rauschenden Spalt hinunter spähte, ob er von seinen Kleidern nicht irgend etwas angeschwemmt fände —, so daß sie beide allein unter dem alten Schindeldach der Brücke im Schatten standen und sich von dem sonnigen Gang erholten: vermochte er die Traurigkeit und den Grimm nicht länger zu bemeistern: Ob sie seinen Brief erhalten habe?

Erhalten wohl, sagte sie und wurde still, als sie vor seinen Augen noch lächeln wollte; dann aber faßte sie sich gleich und rief nach ihrem Knaben, der irgendwoher lustige Antwort gab: Da er nun einmal geschrieben habe, sei sie ihm das Rezept von ihrem Vater schuldig geworden. Sie versuchte schon wieder zu lächeln und es wurde dasselbe Gesicht voll weiblichem Hinterhalt daraus, das sie ihm gestern beim Abschied gelassen hatte, nur daß in die Schelmerei der Ernst gefallen war: Ihr Vater wäre der Landammann von Schwyz gewesen, dessen Urteil im Land wie ein Gesetz gegolten habe; da ihre Mutter früh gestorben und sie das einzige Kind gewesen sei, hätte sie anders als sonst wohl eine Tochter zu ihm gestanden in ihrem zweisamen Beisammensein. So habe ihr der Vater schon als Mädchen abverlangt, alles, was sie ihm nicht ohne Überwindung sagen könne, in einen Brief zu schreiben, den er ihr nie vorhalten wolle, wie böse oder unrecht er auch wäre, damit ihr keine Verstimmung einen Nest im Herzen lasse, aus denen sich allmählich Mißtrauen sammle.

Sie habe das Rezept durch ihre Mädchen- und Jungfrauenjahre treu befolgt, anfänglich oft, dann immer seltener; sie sei wohl manchmal ungerecht und hitzig, doch immer aufrichtig dabei gewesen, da sie gesehen habe, mit welcher Milde ihr Vater alle Launen, Klagen und Vorwürfe ertrug. Bis ihr der Hochzeitstag diese Milde zwar auf eine resolute Art, jedoch die Weisheit des Rezeptes um so unerwarteter offenbart habe. Unter allen Geschenken dieses Tages sei nämlich eins gewesen, das ihr der Vater selber in die Hand gegeben habe: ein Kästchen aus poliertem Birnenholz mit ihrem Namenszug in eingelegerter Perlmutterarbeit und einem vergoldeten Schlüsselchen; darin hätten all ihre Briefe in der Reihenfolge gelegen, wie sie geschrieben waren, keiner fehlend — und alle ungeöffnet: da es bei solchem Unkraut wohl wichtig sei, daß es vom eigenen Herzen loskäme, nicht aber, daß es seine Saat in andere Herzen würfe!

Als so die blonde Doktorsfrau aus Schwyz dem Dichter das Rezept von ihrem Vater, dem Landammann, gegeben hatte, holte sie auch seinen Brief heraus, der in bunter Umhüllung ein ziemliches Päckchen war: sie habe ihm kein Kästchen aus Birnenholz machen können, wohl aber eine Tasche aus Zürcher Seide, wenn ihm ein Andenken an sie nachdem nicht unlieb wäre.

Da riß der Dichter, der in seiner Enttäuschung die Weisheit des Landammanns nicht schmachhaft finden konnte und sich in einem Spiel gespiegelt sah, wo er im Feuer gebrannt hatte, den Brief aus seiner Hülle, dessen Siegel unerbrochen war, und wollte ihn durch die blaugrünen Spalten zornig in die tiefe Muota hinunterwerfen. Weil aber das Päckchen zu dick war und sich zwängte, mußte er ihm kniend nachhelfen, so daß der Knabe, zufällig von seiner Kletterei in den Schattengang der Brücke tretend, ihn in derselben Stellung überraschte, in der er selber vor zwei Tagen da gewesen war. Nur, daß er nicht aufsprang bei seinen Schritten, sondern tief auf die Spalten gebeugt zornige Tränen tropfen ließ.

Doch nahm auch diesmal die Natur, nur scherzend mit einem Zufall statt durch Blitz und Donner, den Dichter in die Lehre; denn als der Knabe, die Bewegung mißverstehend, auch durch die Spalten sah, entdeckte er den Brief tief unten, der statt ins Wasser auf einen rund gewaschenen Felsblock gefallen und mit seinem roten Siegel als eine merkwürdige Sternblume in der Tiefe aufgeblüht war. Herauszuholen war er da nicht mehr, und als der Knabe erst wußte, daß er ins Wasser sollte, war es ein rasch ergriffenes Spiel für ihn, mit Stöcken und mit Steinen danach zu werfen, ihm zu der Wasserfahrt den letzten Ruck zu geben. Es war ein grausameres Spiel, als seine Jugend ahnen konnte; aber der Dichter sprang ihm bei zu dieser Steinigung; er war es auch, der schließlich mit einem Knüttel den Brief in den Strudel verhalf, gerade als ein Landmann mit einer Kiepe aus der Brücke kam und sich an ihrem närrischen Tun verwunderte.

Die Frau hatte unterdessen seitab gestanden, wie wenn sie als die einzige die Grausamkeit von diesem Spiel empfinde; nun ging sie wortlos von den beiden den Talweg fort. Der Dichter sah ihr nach, wie sie den Nacken beugte und Schritt für Schritt die schlanken Beine schwer los zu ziehen schien; dann küßte er den Knaben, wie er die Frau nicht küssen konnte und entließ ihn mit einem letzten Gruß an sie. Denn sie danach zu sehen, vermochte er nicht mehr: sie ging aus dieser Felschlucht in das sonnige Tal von Schwyz, wo sie wohnhaft und im bürgerlichen Kreis ihrer Leute beheimatet war, indessen er mit seiner Seele — wie er es niemals vorher so unabwendbar empfunden hatte — durch kein Rezept geschützt, allen Naturgewalten ausgeliefert blieb.

Der Brief mit seinem Siegel war längst in hundert Strudeln geweicht und aufgerissen, die Dunkelheit fiel schon ins letzte warme Licht, als er noch immer dasaß und seine Traurigkeit die blaugrüne Tiefe absuchen ließ. Er sah den Grund, auf dem doch einmal alles endigte, was Großes und Erhabenes gelebt und gedichtet wurde; der Weg für seinen Brief war kürzer und resolut gewesen; denn so weit und tief er auch mit einem Wort und Klang aus seiner Seele in die Zeit und vielleicht zur Nachwelt dringen konnte: einmal war doch die Wirkung am Ende angelangt, wo die Vergessenheit begann.

Und da erst war der Dichter weit genug, aus dem Rezept des alten Landammanns von Schwyz für sich doch eine Weisheit herauszufinden: So oder so, wenn alles, was er schrieb, auch in den Birnenholzkasten wandern oder mit dem Strom der Zeit abtreiben mußte, so blieb doch seiner Seele ihr ungeschmälertes Teil, daß sie in Rausch und Glück und Qualen sich der Natur und dem Weltgeist vereinigte. Und ob ihm Sturm und Donner seine Worte wie Spinnweben vor dem Mund zerrissen: seiner Seele untertänig blieben sie doch. Wie ein Brennglas die Strahlen in sich band, zwang er die Welt in sich, soweit die Sinne reichten; gebunden aber war sie erst, wenn er durch seinen Geist in Klang und Ordnung brachte, was für die Sinne Sinnlosigkeit und Schrecken gewesen war. Sein Dichtwort war das Siegel, das der Menschen-

geist der Welt ausdrücken konnte als Zeichen einer Herrschaft, die den Naturgewalten unnahbar war.

Als in der Nacht aus den „Drei Eidgenossen“ zu Schwyz der Fremdling einsam abwanderte, der in Hemdärmeln mit dem Sohn der Doktorsfrau so landsmännisch zu ihm gekommen war, da schüttelte der Wirt den Kopf, um wieviel merkwürdiger doch solche Gäste wären als alles, was in Schwyz und sonst redlich sein Tagwerk täte.



Aus der Künstlerschaft des sterbenden Kokoko F. X. Messerschmidt (1732 bis 1783)

Von Dr. Rich. Bürger-Kattowitz



Die gegenwärtige Kunstbewegung in Deutschland setzte im Jahre 1890 mit der Devise Rembrandt als Erzieher ein. Die jugendfrische Begeisterung der jungen Generation hat sich weiterhin wenig darum gekümmert, ob sie in ihrem Schaffen dem Namen, den sie auf ihre Fahne geschrieben, gerecht wurde. Es genügte die Schwungkraft, die ein solcher Name in einer Stunde verleiht, wo jeder leicht das Feuer des Selben in seiner Brust glühend empfindet.

Heute mehren sich die Anzeichen, die auf eine völlige Wandlung in unserem Verhältnis zur Kunst schließen lassen: an Stelle einer subtil ausgebildeten Form tritt mehr und mehr das Verlangen nach größerer Berücksichtigung inhaltlicher Werte. Ein sehr bekannter Kunsthistoriker, der bei der neuen Kunst seinerzeit mit Eifer Pate stand, riet in diesen Tagen seinem jüngeren Kollegen nicht immer nur Paris aufzusuchen, um eine Reihe formaler Maßstäbe zu sammeln, sondern auch einmal nach Kolmar oder Bünzburg zu pilgern und sich dort in Denkmäler eines inhaltlich gewichtigen Kunstschaffens zu vertiefen.

So mag es keine ganz unfruchtbare Aufgabe sein, an der Hand eines Kokokokünstlerschicksals den Vorgängen, wie sie sich bei einer sterbenden Kunst abspielen, zuzusehen. Schon das wahre Kokoko des achtzehnten Jahrhunderts können wir uns nicht vorstellen, ohne dabei etwas von dem Geschwindschritt der auf eine neue Zeit hineinenden Entwicklung mitzufühlen. Und die heutige Kokokomode? Ist sie nicht vielleicht ein Vorbote des kommenden Umschwunges?

Die äußeren Vorgänge des Erdenlebens F. X. Messerschmidts, um den es sich handelt, sind schnell erzählt: ein schwäbischer Handwerkersohn, wurde er aus einer kinderreichen Familie frühzeitig herausgenommen und zeigte erst in München, dann in Wien frühreifes Talent für die Plastik. Dann kam die unvermeidliche